

Prolog

1

Lan sass wie jeden Mittwochnachmittag bei seinem Grossvater Tchuru. Tchuru erklärte Lan die Renaaische Schrift.

»Dieses Zeichen«, Tchuru deutete auf das letzte Symbol der Inschrift, »ist der Buchstabe ‚r‘. Wie lautet dann das ganze Wort?«

Lan runzelte die Stirn. »Amodar. Das bedeutet Tier.«

»Sehr gut!« Das Funkeln in Tchurus Augen war nicht zu übersehen. »Gefällt es dir überhaupt, wenn ich dir die Renaaische Schrift erkläre? Wenn es dich langweilt, musst du mir es nur sagen. Ich weiss, wie der Stand von uns alten Menschen gegenüber euch Jugendlichen ist. Ihr seid für Fantasie und Märchen nicht ganz so einfach zu begeistern, wie ich es bin.«

Lan nickte. Es gefiel dem achtzehnjährigen Lan sogar sehr. Er liebte es, wenn sein Grossvater ihm die verschiedenen Schriftzeichen erläuterte. Und er wun-

derte sich darüber, dass sein Grossvater sich immer wieder von neuem vergewisserte, dass Lan Gefallen daran fand. Schliesslich hatte Lan ihm bereits Dutzende Male versichert, dass er die Geschichten überaus interessant fand und gerne mehr davon hören würde.

Tchuru befürchtete, dass sein Grossenkel ihm eine Lüge auftischte, um ihn für wenige Stunden glücklich zu machen. Aber Lan log nicht.

»Lan, in die Küche!« Der schrille Ruf seiner Mutter hallte durch den Gang. Obwohl seine Mutter an diesem sonnigen Tag bester Laune war, lag eine ungewohnte Strenge in ihrer Stimme.

Etwas genervt wandte Lan sich ab und lief in die Küche. Er hasste es, wenn seine Mutter so streng war. Er war jetzt volljährig und durfte somit schon zu einem grossen Teil selber Entscheidungen treffen. Wieso musste ihm seine Mutter immer Vorschriften machen?

»Ich weiss, dass du diese Schriften gerne mit deinem Grossvater studierst. Aber du weisst doch, dass er nur einen verrückten Traum hatte und eine eigene Fantasiewelt erfunden hat. Ich will ihm nicht unterstellen, dass er nicht ganz bei Trost ist... Aber dein Grossvater ist schon alt. Glaube ihm kein Wort. Es wird dir sonst nur noch zum Verhängnis werden. Ich möchte nicht zwei Männer in der Familie haben, die an Monster und Gespenster glauben.«

Lan nickte, ohne etwas zu erwidern. Warum glaubte

er den Worten eines Verrückten mehr als denen seiner eigenen Mutter?

Als Lan wieder zurück in das düstere Büro seines Grossvaters kam, rutschte dieser ungeduldig auf seinem Stuhl herum. Er hatte ein hämisches Lächeln aufgesetzt, als wüsste er genau, was seine Tochter zu Lan in der Küche gesagt hatte.

»Können wir weitermachen?«

2

Lan brach am frühen Morgen auf. Er erzählte seiner Mutter, dass er in die nächste Stadt fuhr, um Kleider zu kaufen und sich mit Freunden zu treffen. In Wahrheit zog es Lan viel weiter ins Landesinnere, dies jedoch blieb sein Geheimnis.

Nachdem Lan über zwei Stunden in einem Zug verbracht hatte und mindestens eine weitere Stunde in seinen grünen ausgelatschten Schuhen marschiert war, erreichte er endlich sein Ziel. Der Wald sah verlassen und idyllisch aus. Im Innern, so wusste Lan, umgab den Wald aber eine gespenstische Aura.

Wenn sein Grossvater recht hatte und es diese Fantasiewelt wirklich gab, dann würde sich in diesem Wald ein Tor zu einem anderen Universum befinden.

Lan marschierte los. Er wusste den Weg nicht, da sich nicht mal mehr sein Grossvater an den mysteriösen Pfad erinnern konnte. »Aber wenn du nach dem Tor suchst, dann findest du es auch.« Wie verrückt sich sein Grossvater oft anhörte. Und trotzdem stand Lan nun mutterseelenalleine hier und suchte nach einem Beweis für Grossvaters Geschichten.

»Ich bin damals zufällig auf das Tor gestossen, ich konnte mir also unmöglich den Weg merken. Das Einzige, was ich noch weiss: Ich ging immer meiner Nase nach.« Dies waren die Worte seines Grossvaters gewesen.

Lan begründete die oft etwas wirren Aussagen von Tchuru damit, dass solche Abenteuer Menschen eben verändern. Die Geschichten von Tchuru als Lüge abzutun, nur weil sie sich speziell anhörten, erschien Lan unvernünftig.

Je weiter er in den Wald kam, desto dunkler wurde es um ihn herum. Das Blätterdach verdichtete sich und nur vereinzelt drangen Sonnenstrahlen bis zu Lan durch. Er kämpfte sich durch das Gestrüpp und einige Äste und Zweige rissen ihm die nackten Unterarme auf.

Obwohl es ein heisser Sommertag war, wurde es immer kühler und Lan begann zu frösteln. Die feinen, hellen Härchen auf seinen Unterarmen standen ihm zu Berge.

Plötzlich wurden die Äste und Zweige weniger und

es tat sich eine Lichtung auf. Lan hatte das Gefühl, im Mittelpunkt des Waldes zu stehen. Vor ihm lag gut sichtbar das Tor, genau wie Tchuru es beschrieben hatte.

3

Das Tor bestand aus einem vier Meter hohen gebogenen Metallstück. Das Metall hatte eine dicke Schicht Rost angesetzt, trotzdem wirkte es irgendwie majestätisch. Blaue und gelbe Blitze zuckten im Inneren, diese reichten jedoch nicht ganz bis zur Mitte, sondern stoppten vorher und bildeten eine quadratförmige Öffnung mit abgerundeten Ecken. Dieser Durchgang war ungefähr zwei Meter hoch und zwei Meter breit, bot also genügend Platz, um ohne Probleme hindurchschreiten zu können. Das, was hinter der Öffnung lag, war in Dunkel gehüllt, man erkannte nichts ausser schwarzen Schemen und etwas, was Nebel zu sein schien.

Das musste es sein. Das war der Eingang zu Renaa. Die Legende stimmte!

Lans Gedanken überschlugen sich. Tchuru war nicht verrückt, im Gegenteil, er war ein Abenteurer, welcher eine sagenhafte Entdeckung gemacht hatte.

Lan konnte nicht anders, er war erleichtert. Tief im Innern hatte er es schon immer gewusst. Wenn das seine Mutter sehen könnte.

Entschlossen ging er weiter auf das Tor zu. Zögernd steckte er eine Hand in das Dunkel. Dann sprang er durch das Tor.

Ewige Feindschaft

1

Ein Knall, ein Schrei.

»Das muss wieder diese Marie gewesen sein!« Frau Baumgartner war ausser sich, ihr Gesicht vor Wut verzerrt.

Aus ihrem Briefkasten quoll noch immer dunkler Rauch. Vor wenigen Sekunden waren mehrere Knallfrösche explodiert. Jene hatte Marie in den Briefkasten gelegt und eine Zündschnur zu ihrem Versteck geführt, welches sich in einer besonders dichten Hecke befand. In dem Moment, in welchem Frau Baumgartner ihre Post holen wollte, hatte Marie die Lunte angezündet.

Frau Baumgartner war leicht zu erschrecken. Und tatsächlich: Noch immer stand ihr der Schock, den die Explosion verursacht hatte, deutlich ins Gesicht geschrieben.

Marie war auf der Flucht Richtung Wald zu ihrem Lieblingsversteck. Sie war inzwischen für ihre fiesen

Streiche bekannt und so floh sie nicht nur vor Frau Baumgartner, sondern auch vor allen anderen, die noch eine Rechnung mit ihr offen hatten.

Als Marie den Wald erreicht hatte, war sie ausser Atem. Sie schaute sich um, um sich zu vergewissern, dass ihre Verfolger ausser Sichtweite waren. Tatsächlich schien sie die Menge abgehängt zu haben. Aus einiger Ferne hörte sie noch die klagenden Rufe wütender Eltern.

Marie hatte Schmerzen an ihren Schultern und Beinen, aber das lange Warten im unbequemen Busch zwischen all den spitzen Ästen hatte sich gelohnt, Frau Baumgartners Blick war unbezahlbar gewesen.

Nun wollte Marie nach Hause. Sie fühlte sich ausgelaugt, der Tag war lang gewesen und der kurze, aber intensive Sprint hatte ihr mehr zugesetzt, als ihr lieb war.

Sie überquerte eine Wiese und kam auf der Spitze eines hohen Hügels an. An jenem Abend wurde ein grosses Fest in der Stadt gefeiert und Marie hatte vom Hügel aus die Übersicht auf das ganze Festgelände. Sie sah zu, wie ein Feuer entfacht wurde und Leute, die sich offensichtlich nicht besonders gut kannten, den Versuch unternahmen, Gespräche miteinander zu führen.

Auf dem Platz vor dem grossen Feuer tummelten sich mehrere Künstler, welche mit ihren Tricks die kleinen Kinder unterhielten. Allmählich brach der

Abend herein und die Luft wurde kühler.

Marie richtete sich auf. Ihr Knöchel schmerzte. Es war wohl ihr letzter Streich für heute gewesen.

Sie humpelte über die Wiese und lief einen Zaun entlang, der vor ihrem Quartier endete.

Erstaunlicherweise hatten sich alle Nachbarn Mariens in ihre Häuser verzogen, sie schienen die Suche aufgegeben zu haben und nahmen vermutlich jetzt ihr Abendessen ein.

Marie lief über einen Parkplatz und schlängelte sich zwischen den Autos hindurch. Dann kam sie vor dem Haus ihrer Eltern an.

Früher hatten sich die Scherze von Marie noch in Grenzen gehalten – wenn sie ihre Eltern damals wütend gemacht hatte, hatte sie das oftmals für kurze Zeit abgeschreckt und sie hatte eine Weile keine Streiche mehr ausgeübt. Heutzutage hatte sie keine Skrupel mehr. Marie war ein Einzelkind, hatte früher Probleme gehabt, Freunde zu finden und hatte deswegen begonnen, sich alleine zu unterhalten. Mit den Scherzen hatte sie sich anfangs an all jenen gerächt, die nicht mit ihr hatten spielen wollen. So konnte Marie trotzdem mit ihren Freunden »spielen«, ausserdem konnte sie sich gleichzeitig noch für die Zurückweisung revanchieren. Mit der Zeit jedoch wurden ihre Streiche unberechenbar, oft schon fast geschmackslos. Die Eltern von Marie, Howard und Lisa, waren schon am Rande der Verzweiflung. Die Nachbarn wollten, dass

das Ganze ein Ende fand, aber Marie dachte nicht einmal im Traum daran, ihre Streiche einzustellen. Es bereitete ihr einfach zu viel Spass. Ausserdem hatte sie sich längst mit ihrer Aussenseiterrolle abgefunden.

Marie klopfte ein paar Mal und die Tür wurde geöffnet. Es war ihre Mutter. Sie drehte sich wortlos um und lief zurück ins Haus.

»Hör mal zu, Marie, dein Vater und ich haben etwas Wichtiges zu besprechen. Du wartest solange in der Küche!«

Marie setzte sich auf den Kochherd und wartete. Sie hörte erregte Stimmen, konnte aber unmöglich verstehen, über was ihre Eltern diskutierten.

Plötzlich wurde die Türe aufgerissen, Licht fiel in die Küche und Maries Mutter trat ein. Marie sah sie erwartungsvoll an. Sie hatte keine Angst vor der bevorstehenden Zurechtweisung.

»Frau Baumgartner war hier.« Maries Mutter legte eine kurze Pause ein, ehe sie fortfuhr: »Wir sehen in deinem Verhalten eine Nachricht. Eine Warnung. Dahinter steckt ein System. Du bist frech und unerzogen! Dein Vater und ich haben uns abgesprochen. Dieses Mal bist du zu weit gegangen! Dieses Mal werden deine Streiche Konsequenzen haben! Du wirst jetzt...«

2

Zu Mariess Überraschung hatten ihr ihre Eltern Geld gegeben, damit sie für drei Wochen in die Ferien fahren konnte. Mariess Eltern begründeten ihren Entschluss damit, dass Marie durch die alleinige Planung und Durchführung der Ferien ein Stück eigenständiger und erwachsener werden würde. Marie hatte da zwar ihre Zweifel, aber sie nahm das Geld gerne an.

Ihre Eltern hatten schon auf viele Arten versucht, Marie zu bestrafen. Jetzt versuchten sie es mit einer neuen Methode – vermutlich, so dachte Marie, war es die Letzte, ehe sie die Hoffnung ganz aufgeben würden.

Marie war schon klar, dass ihre Eltern ihr diese Reise nur finanzierten, um mal wieder einige Wochen Ruhe zu haben. Sie vermutete sogar, dass Frau Baumgartner ihren Anteil an der Entscheidung hatte, schliesslich profitierte auch sie von einer dreiwöchigen Auszeit.

Lange Zeit vermutete Marie eine Falle in Form einer versteckten Bestrafung. Unter anderem durchsuchte sie das Internet nach einem Internat oder Sommerlager für schwererziehbare Kinder in der Nähe der Region, wo sie ihre Ferien verbrachte. Aber da war nichts.

Am Abend packte Marie ihre Sachen. Sie schleuderte Kleidungsstücke, ihren MP3-Player, Unterwäsche, Bücher und weitere Utensilien in Richtung ihrer roten Tasche. Es war eigentlich viel zu früh, aber sie konnte nicht länger warten. Zu gross war die Vorfreude.

Am nächsten Morgen war Marie so aufgeregt und zappelig, dass sie ihren Kakao aus Versehen vom Tisch warf und sich eine längliche braune Spur auf den Boden ergoss. Ihre Mutter warf ihr einen genervten Blick zu, war aber noch zu müde, um sie zu tadeln.

Marie nahm die Gelegenheit wahr, ihre Mutter zu fragen, wieso sie diesen Entscheid getroffen hatte und Marie wegen ihres fehlerhaften Verhaltens sogar noch belohnt wurde.

»Nun ja, erstens wollten wir, dass du dich etwas erholst. Dies scheint ja zu Hause nicht möglich zu sein. Ausserdem fährst du in ein sehr verlassenes Tal, dort kannst du garantiert niemandem mehr einen Streich spielen. Wir haben nun schon so viele Dinge ausprobiert, um dir diese schlechte Angewohnheit abzugewöhnen und ich denke, da hilft nur noch ein Wunder. Wer weiss, wie sich drei Wochen, in denen du ganz auf dich alleine gestellt bist, auf dich auswirken.«

Marie gab sich mit dieser Erklärung zufrieden. Tatsächlich schien ihre Mutter irgendwie Recht zu haben und nachdem sie ihr zugehört hatte, war die Vorfreude zumindest zu einem Teil verflogen. Sie

würde sich in irgendeinem trostlosen Kaff wiederfinden. Dort würde es drei Wochen lang vermutlich absolut gar nichts zu tun geben. Sie versuchte, nicht zu pessimistisch zu denken und packte einige Dinge mehr mit ein, die zur Unterhaltung dienen sollten.

Die nächsten Tage verbrachte Marie damit, einen Plan zu schmieden, um sich an Frau Baumgartner rächen zu können.

Doch ihr kamen keine vielversprechenden Ideen, also kritzelte sie irgendwelche Skizzen und Pläne auf ein Blatt Papier in der Hoffnung, es würde sich daraus ein guter Streich ergeben. Sie wollte auf gar keinen Fall einen alten Streich ein zweites Mal spielen – es musste ihr schon etwas Neues einfallen.

Die Ideen blieben aus, wahrscheinlich, weil Marie mit ihren Gedanken bereits in den Ferien war. Da halfen auch die zwei Schlucke Whiskey nicht, welche sich Marie aus der Flasche ihres Vaters genehmigt hatte. Auch wenn sie das niemals zugegeben hätte: Das Getränk schmeckte ihr nicht und sie verzog das Gesicht, als die braune Brühe ihre Lippen berührte.

Draussen schien die Sonne und es war sommerlich heiss. Nach einigem Zögern ging Marie schliesslich doch noch an die frische Luft.

Am nächsten Morgen wachte sie auf, ging in das Zimmer ihrer Eltern und verabschiedete sich.

»Wo willst du so schnell hin, junge Frau?«, fragte ihr Vater Howard.

»Ich möchte so bald wie möglich losfahren!«, antwortete Marie aufgeregt. »Ich möchte etwa in einer halben Stunde weg sein.«

Mit diesen Worten eilte Marie die Treppen hinunter und ass das Frühstück.

Nach knapp zwanzig Minuten hatte sie fertig gegessen, flüchtig die Zähne geputzt und verabschiedete sich mit einer Umarmung von ihrer Mutter und ihrem Vater.

»Pass gut auf dich auf«, sagte Maries Mutter und winkte ihr zum Abschied.

»Und wenn du mal Schwierigkeiten hast, kennst du ja unsere Nummer«, entgegnete ihr Vater. Dann liess er sich grummelnd in sein Bett fallen.

Marie ging zur Tür hinaus und spazierte den Weg entlang Richtung Bushaltestelle.

Ferien

1

Marie verbrachte die Zeit im Zug damit, eine Weile die Augen zu schliessen. Als sie wieder aufwachte, sah sie sich ängstlich nach ihrer Tasche um, aber es war alles noch da. Sie schwitzte leicht und sie war nervös, konnte sich aber selber nicht so genau erklären, was ein so ungutes Gefühl in ihr auslöste. Vielleicht war sie ja nur etwas aufgeregt, weil es ihre ersten Ferien ohne ihre Eltern waren?

Sie strich sich ihre langen schwarzen Haare hinter die Ohren und wollte bereits wieder die Augen schliessen, als ein Mann sich auf den Platz neben ihr setzte. Nachdem Marie ihm einen flüchtigen Blick zugeworfen und ihn kurz gegrüsst hatte, schlief sie nochmals ein. Draussen strich die Landschaft an ihr vorbei.

Zur Mittagszeit ass sie kaum etwas. Die Hitze machte Marie zu schaffen, mit einem Taschentuch wischte sie sich den Schweiß von der Stirn.

Sie sass mutterseelenalleine auf einer Bank an einem

dreckigen Bahnhof und beobachtete die vorbeifahrenden Züge. Die meisten waren Güterzüge, es hielt nur jede Stunde ein Personenwagen an dieser Station.

Da sie in der Mittagspause hatte umsteigen müssen, war sie während der zweiten Zugfahrt allein. Marie hatte sowohl beim Einsteigen als auch jetzt keine Menschenseele gesehen, deswegen wagte sie erneut ein Nickerchen. Sie träumte von einem netten Jungen, der ihr half, ihr Zelt aufzustellen. Marie brachte in Erfahrung, dass der Junge Streiche genauso sehr liebte wie sie selbst und so wagten die beiden viele Scherze auf Kosten der anderen Camper. Das Beste an ihrem Traum war aber, dass Frau Baumgartner ihre Zelt-nachbarin war. Es gelang Marie, ihre Rivalin einige Male zur Weissglut zu treiben.

Mit einem Schlag wachte Marie auf und fand sich in der Realität wieder.

Sie erhob sich und lief zur nächstbesten Toilette. Der dreckige kleine Raum wirkte unheimlich im blauen Licht der Neonröhre. Hastig wusch sie sich das Gesicht. Als sie wieder aus der Toilette kam, hatte der Zug angehalten. Sie wuchtete das Gepäck von ihrem Sitz, stieg aus und setzte sich auf eine Parkbank an der Sonne.

Nachdem sie ein Sandwich verschlungen hatte, beschloss sie, den restlichen Weg zu Fuss zu gehen. Zwar kannte sie den Weg nicht genau, aber sie hatte Zeit.

Nach einer Weile kam sie auf einem Parkplatz an. Beinahe hätte sie den Wegweiser übersehen, der sie nach einem zehnminütigen Fussmarsch an den Waldrand führte.

2

Der Campingplatz war erstaunlich klein, machte aber von aussen einen netten Eindruck. Der grösste Teil des Campings lag inmitten des Waldes im Schatten, es gab aber auch einige Plätze an der Sonne.

Nachdem Marie an der Kasse den Preis für einen wöchentlichen Aufenthalt gezahlt hatte, schleppte sie ihr Gepäck an den nächstbesten Schattenplatz und liess sich auf einem mitgebrachten Klappstuhl nieder.

Erst jetzt fiel Marie die beinahe beängstigende Stille im Wald auf. Sie hörte weder die Rufe der Vögel noch die Geräusche von knackenden Ästen oder anderen Campingbesuchern. Da war nur ihr eigener flacher Atem.

Die Sonne flackerte durch die Baumkronen. Kleine weisse Punkte tänzelten auf Maries Gesicht, sie schloss die Augen und verweilte für einen kurzen Augenblick.

Dann stellte sie ihr Zelt auf, warf Kleider und Schlafsack ins Zeltinnere und verliess den Camping-

platz wieder, um einige Einkäufe im Kiosk zu tätigen. Sie entschloss sich für einen kurzen Umweg und lief über einen Hügel aus Sand, auf dessen höchstem Punkt eine alte Pinie thronte.

Als sie sich einmal um die eigene Achse drehte, um sich umzuschauen, erblickte sie einen kleinen Marder, der sie aus sicherer Entfernung ängstlich anstarrte. Der weisse Fleck auf seiner Brust erbebt bei jedem Atemzug.

Als Marie einen Schritt näher trat, wandte sich der Marder ab und rannte die Böschung hinunter. Marie stürzte hinterher. Schon nach wenigen Schritten verlor sie das Gleichgewicht und fiel kopfüber die Wiese hinunter. Die Mischung aus Sand, Dreck und spitzigem Gras kratzte ihr die Unterarme auf. Nachdem sie den Versuch aufgegeben hatte, sich irgendwo festzuhalten, hielt sie sich die Arme schützend vors Gesicht. Nach wenigen Sekunden war alles vorbei.

Marie blieb kurz liegen und wartete, bis die Schmerzen verschwanden. Ihre Oberschenkel fühlten sich an, als wären sie mit einem Hammer bearbeitet worden. Sie setzte sich auf und rieb sich den Dreck von der Stirn. Erst dann erkannte sie, was vor ihr lag.

Der Marder hatte sich nur wenige Meter entfernt von Marie hingezogen. Auch er starrte gebannt auf das Tor vor ihm.

Eine Inschrift lief an dem metallenen Bogen entlang, aber Marie konnte sie nicht entziffern. Zu hell

flackerte das Licht, welches von der Mitte des Tores ausging. Marie kniff die Augen zu, um überhaupt etwas erkennen zu können. Ein nerviges Summen schlich sich in ihr Gehör, wie jenes eines wütenden Bienenschwarmes. Auch wenn der Bogen des Tores rostig war, so hatte es doch etwas Majestätisches an sich.

Der Marder sprang ohne nachzudenken in das Tor.